Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 17 — Sonntag den 29 April — 1906

„Sanatorium Rotenstein“

Novelle von E. von Weitra.

(Nachdruck verboten.)

„Also — Sie haben eine entschiedene Abneigung gegen emanzipierte Frauen —?“

„Ja. Unbedingt.“

„Das heißt — mit anderen Worten: Sie machen sich überhaupt nichts aus Frauen!“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Zum Beispiel, Herr Doktor: Wenn Sie nun die Wahl hätten zwischen Ihrer Nachmittagszigarre — ohne die Sie doch einmal nicht leben können! — und einer Unterhaltung mit mir! — was würden Sie vorziehen?“

„Eine sehr kritische Frage. Ich will mir das überlegen.“

„Sie sind ungalant, Herr Doktor!“

„Bin ich?“

„Ja. Das sind Sie meist!“

Er lächelte leicht und hob den Blick. Ganz ruhig und fest sah er ihr ins Gesicht — sein Ausdruck eine Mischung von Amüsement und herablassender Kritik.

Er betrachtete sie flüchtig.

Wie sie da vor ihm kauerte — auf dem dunklen, türkischen Diwan! Wie eine schöne, sprungbereite Tigerin! mit dem flatternden Lockenkopf und den prachtvollen, grünlich schillernden Katzenaugen!

Warum hatte dieses Mädchen — das doch allem, was er bisher für Frauenideal gehalten, geradezu ins Gesicht schlug — nur solch einen faszinierenden Reiz! Der interessante, fremdländische Gesichtsschnitt, die wilde Grazie ihrer Bewegungen, und die halb kindliche, halb berechnende Koketterie ihres Wesens — das alles wirkte auf ihn — etwa wie eine fremde, exotische Pflanze, die farbentrunkene, schillernde Blätter entfaltet!

„Nein — Sie sind wirklich gar nicht nett zu mir!“ Der schöne Lockenkopf neigte sich vorwurfsvoll auf die Seite. Der etwas gebrochene Akzent klang unendlich drollig.

„— Bin ich nicht? Das tut mir aufrichtig leid! — Aber bitte: darf ich Sie jetzt massieren.“

Sie schob langsam den Aermel ihrer blutroten Bluse von dem vollen, weißen Arm zurück.

Wie das leuchtende Rot sich prächtig abhob gegen die helle Farbe ihres blendendweißen Teints! Böcklin oder Makart hätten in Farben geschwelgt!

Mit der ruhigen, sachlichen Gewandtheit der täglichen Übung glitt die Hand des Arztes über ihre weiche Haut.

Sie zog nervös die Stirnmuskeln zusammen:

„Sie tun mir weh, Herr Doktor! Es ist gar nicht hübsch von Ihnen, mir solche Schmerzen zu machen.“

„Wenn es nicht nötig wäre, so würde ich es nicht tun.“

„Sind Ihre anderen Patienten geduldiger als ich?“

„Sehr viel geduldiger. Zum mindesten sehr viel einsichtsvoller.“

„Ach so. Das soll wieder ein Tadel sein?!“

„Nur eine Entgegnung auf Ihre Anklage von vorhin.“

„Sie legte den Kopf wieder auf die Seite.

„Sind Sie böse auf mich, Herr Doktor?“

Er lächelte ein wenig, — ein herablassendes, nachsichtiges Lächeln — wie es Menschen haben, die nicht lange zürnen können.

„Nein,“ sagte er, „ich bin nicht böse. Als Arzt weiß ich, daß der Kranke meist da am kurzsichtigsten und undankbarsten ist, wo er den meisten Grund hätte zum Gegenteil!“

„Finden Sie mich undankbar?“

„Sie legen mir immer Dinge unter, die ich nicht gesagt habe.“

„Und Sie — Sie weichen jeder harmlosen Frage aus, die man an Sie richtet! Wissen Sie, Herr Doktor, wie Sie mich behandeln —?“

„Nun —?“

„Wie ein ungezogenes Kind.“

„Nicht mit Unrecht,“ dachte er im stillen, aber er sagte das nicht.

„Sie antworten gar nicht, Herr Doktor; das heißt also, ich habe Recht!?“

Er war ihre provozierende Art müde und betrachtete nur ernsthaft die feine Muskulatur ihres Armes.

„Spüren Sie hier noch einen Schmerz?“

„Ja!“

„Und hier —?“

„Ja!“

„Und hier auch —?“ Er fragte das alles ganz sachlich.

„Ja!“ entgegnete sie trotzig.

„Das ist unmöglich. Hier haben Sie gestern keinen Schmerz gespürt und vorgestern auch nicht, — überhaupt noch nicht! — Sie antworten gedankenlos.“

Sie sah ihn zornig an und schwieg — mit einem eigensinnigen Ausdruck in den schönen, feinumgrenzten Augen.

„Wollen Sie mir, bitte, genau sagen, wo Sie noch Schmerz verspüren? —“

Sie gab ihm keine Antwort. Sie blickte nur mit beharrlichem Trotz auf ihren weißen Arm.

Er streifte sie mit einem ganz flüchtigen, raschen Blick.

„Sie sind wohl schlechter Laune heute?“ —

Wiederum keine Antwort. — Plötzlich — mit einem Ruck des schönen Kopfes:

„Ja doch. Ich will schlechter Laune sein.“

„Ach so. . . . .“

Der Doktor war plötzlich aufgestanden.

„Adieu,“ sagte er ganz ruhig, nahm seinen Hut und ging ganz einfach hinaus.

Einen Augenblick sah sie ihm verblüfft nach; dann legte sie den schönen Cherubskopf auf die Lehne des Diwans und brach unvermittelt in Tränen aus. . . . .

Fast täglich spielten diese und ähnliche Szenen sich ab, seit die schöne Amerikanerin in Doktor Steinrodts Sanatorium eingezogen war! Fast täglich kämpfte er mit einem Gefühl von Ärger und Verachtung, das ihn im Verkehr mit ihr oft genug beschlich, ohne daß er sich doch zuweilen einem gewissen Reiz entziehen konnte, den ihre schlagfertige Originalität, ihre weichfühlige Offenheit — verbunden mit einer großen, natürlichen Schönheit — ganz unwillkürlich auf ihn ausübten.

Als Mensch und Arzt war er erfahren genug, sich über nichts mehr zu wundern; — aber er war sich in diesem speziellen Falle doch ganz genau bewußt, daß er keinen Augenblick seine Contenance und seine ruhige, sachliche Haltung verlieren durfte, wenn er seinen Einfluß und seine Autorität als Arzt ihr gegenüber nicht einbüßen wollte. Er wußte, daß es sich hier um eine jener nervösen Frauen handelte, die — von Natur nicht gerade verdorben, sondern nur sehr impulsiv veranlagt — aber vollständig zügellos durch eine mangelnde Erziehung — nicht leicht zu regieren sind, — besonders da, wo ihr heißblütiges Temperament dem Manne gegenüber in halb bewußter Koketterie durchzugehen droht.

Der Doktor — obwohl noch unvermählt — war jedenfalls nicht der Mann dazu, mit sich durchgehen zu lassen. Er gehörte zu jenen ruhigen, in sich selbst abgeklärten Persönlichkeiten, die eine ganze Menge weiblicher Angriffe vertragen können, ohne darüber den Kopf zu verlieren.

Er ging auch heute, nach dieser kleinen Szene, seinem ärztlichen Tagewerk so seelenruhig nach wie immer. Er überlegte nicht einmal, wie er ihr etwa das nächste Mal zu begegnen hätte. Vor dem Abendessen — in der Dämmerstunde — traf er sie ganz zufällig im Park, der das Sanatorium — ein ehemals fürstlicher Schloßbesitz — in weiten Anlagen umgab. Er brach sich gerade einen weißen Blütenzweig von einem seiner Faulbaumbüsche, grüßte leicht, und ging vorüber, ohne sie zu sprechen.

Es war nichts Berechnendes dabei in seiner Art; er hatte lediglich die Absicht, sie ihre schlechte Laune ein wenig verschlafen zu lassen.

Der Erfolg kennzeichnete denn auch seine Handlungsweise durchaus als die richtige. Denn am folgenden Morgen zog sie es vor, ihm ohne Schmollen so freundlich und liebenswürdig entgegen zu lächeln, als existierten bei ihr gar kein Trotz und gar keine schlechte Laune.

Er ignorierte denn auch sofort den Vorfall von gestern vollständig, zog seinen Stuhl nach dem Mittagessen auf der Veranda einen Augenblick liebenswürdig neben sie und zeigte ihr ein paar seltene Moosarten, die er heute in der Morgenfrühe irgendwo im Walde ausgegraben.

Sie hörte auch sehr aufmerksam zu, — mehr freilich aus Interesse an dem Redenden, als an der Sache selbst! Sie interessierte sich wirklich weit lebhafter für das intensive Blau in des Doktors Augen, als für das schillernde Schwefelgelb dieser langweiligen, kleinen Moose.

„Ich werde nicht wieder gesund."

„Selbstverständlich. —"

Sie pausierte einen Moment ärgerlich und spielte mit den rasselnden Armbändern, die über ihr linkes Handgelenk verführerisch herabbaumelten.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Doktor, — Sie bilden sich ein, daß Sie auf alle Menschen Einfluß haben und daß alle Menschen tun müssen, was Sie wollen! Aber Sie irren sich. Mich können Sie zu nichts bringen, was ich nicht will. Passen Sie auf, ich gehe hier nicht fort. Ich bin hartköpfig wie ein Stück Eisen!"

Er lehnte an dem Gitter der Veranda und schnitzte an einem der kleinen Bleistifte herum, die er immer bei sich trug.

„Eisen schneidet man mit Stahl," sagte er kühl.

„— mit Stahl?"

„Ja doch. Haben Sie nie gesehen, wie mittelst einer Maschine,

Partie vom Vierwaldstättersee. (Siehe Seite 8)

Sie hatte ihn denn auch sehr bald von diesem sachlichen Thema abgebracht, indem sie ihn nach ein paar seiner Patienten fragte, die sie in den letzten Tagen nicht gesehen.

„— Sie sind abgereist."

„— Wie? abgereist? — Auch die reizende, junge Engländerin mit den beiden niedlichen Kindern? — Und die haben Sie so ohne weiteres gehen lassen?"

Er lächelte — harmlos und amüsiert.

„Ja, wenn sie gesund sind, kann ich sie doch nicht festhalten."

„Und wer entscheidet, ob sie gesund sind?"

„Natürlich ich —"

„Aber wenn Ihre Patienten nun nicht gehen wollen —?"

„Sie müssen."

„Sie sagen einfach: sie müssen! Aber wenn sie nicht wollen —?"

„Wenn ich will, so wollen sie auch."

„Sie haben ein ziemliches Selbstbewußtsein, Herr Doktor!"

„Wenn ich das nicht hätte, so könnte ich einer so umfangreichen Anstalt nicht vorstehen."

„Wissen Sie, wie Sie jetzt lächeln, Herr Doktor —? — ganz arrogant sehen Sie aus."

„— Arrogant? Pardon! Zwischen Arroganz und Selbstbewußtsein ist ein himmelweiter Unterschied."

Sie wippte einen Augenblick mit dem hübschen Fuß nachdenklich auf und nieder — dann blitzten ihre schönen Katzenaugen schon wieder herausfordernd zu ihm hinüber —:

„Meinen Sie, Herr Doktor, daß Sie mich auch zwingen könnten, hier wegzugehen?"

„Wenn Sie gesund sind, — gewiß."

die ein feines, kleines Stahlmesser enthält, die stärksten Eisenstücke einfach glatt durchgeschnitten werden?"

„Ach so —! Und Sie wollen wohl das Stahl sein?"

Er sah auf — mit einem seiner raschen, flüchtig streifenden Blicke, die niemals fixierten und doch alles sahen!

„Heda — Bormann! Die Blumen drüben müssen noch einmal heraus. Ich bin da gewesen. Alles fortnehmen; verstehen Sie —?"

Es war der Gärtner, dem er das plötzlich zurief.

„Entschuldigen Sie mich, ich habe noch zu tun." Damit griff er leicht an den Hut und ging in den Garten hinunter . . .

Mit zusammengezogenen Augenbrauen blickte Miß Ellen ihm nach.

Wodurch hatte sie ihn nun heute wieder geärgert?! Er hatte eine ganz abscheuliche Art, die Menschen einfach fallen zu lassen, wenn ihm irgend etwas nicht gefiel! — Jedenfalls schien sie ihm gegenüber niemals den richtigen Ton zu treffen! Es war ihr doch sonst nie so schwer gefallen, Männer zu fesseln —!?

Sie sah ihm prüfend nach —: Er hatte eine hübsche, schlanke Gestalt — etwas über Mittelgröße, — eine freie sichere Art, sich zu bewegen. Der dunkele, spitzverschnittene Vollbart und der schwarzumrandete Kneifer dazu standen ihm gut; — er war ein Mann nahe den Vierzigern, der die geistige Beweglichkeit und Elastizität der Jugend mit der überlegenen Ruhe und Gereiftheit des erfahrenen Mannes verband. Ein Mensch zum Verlieben! Und Miß Ellen Brandt war verliebt! Sie war immer ein bißchen verliebt — in irgend jemand! Aber diesmal glaubte sie, daß sie es ernstlich sei! Ach Himmel — was wollte sie eigentlich von ihm —!?

Ärgerlich malte sie mit ihrem Sonnenschirm Kreise auf die grauen Steinfliesen der Veranda — große, hoffnungslose Kreise, — und ihr

schönes Gesicht bekam dabei einen ganz spitzen, kranken Ausdruck. Wirklich, — ganz melancholisch sah sie aus. . . . .

Miß Ellen Brandt war so nervös in den nächsten Tagen, daß der Doktor sich veranlaßt sah, einiges in ihrer Kur zu ändern. Sie nahm jetzt elektrische Lichtbäder und übte drunten an den Apparaten in dem großen Turnsaal für „schwedische Heilgymnastik".

Der Doktor war mehrere Tage nicht heruntergekommen; — er hatte eine schwere Operation vorgehabt — denn das Sanatorium war mit einer renommierten Klinik verbunden, — und mehrere neue Krankengäste empfangen; — er hatte nicht einmal Zeit gehabt, sie zu massieren.

Da wurde es Miß Ellen langweilig! Sie war doch wahrhaftig nicht hier, um mit dem alten Baumeister zusammen abwechselnd Hebel zu drehen und Sandsäcke zu ziehen, oder zuzusehen, wie der nervöse, skrofelkranke Junge langsam von seiner Wärterin umhergeführt wurde, wenn er in Tränen ausbrach. . . . .

Nein. Sie faßte plötzlich den Entschluß, auf ein paar Tage zu verreisen. Sie mußte irgend eine Abwechselung haben! Sie wollte sich den nah gelegenen, großen Badeort ansehen, wo gerade Gartenfeste und Rennen stattfanden und viel Trubel zu erwarten war.

Sie teilte dem Doktor ihren Entschluß mit; — während er ihr den Puls fühlte, sagte sie's ihm und beobachtete dabei eingehend den Ausdruck seines Gesichts und seiner hübschen Augen hinter dem dunklen Kneiferrand.

Er hatte nichts einzuwenden. „Fahren Sie ruhig. Solch kleine Abwechselung ist zuweilen ganz gut."

Sie ärgerte sich. Sie hatte erwartet, daß er ihren Plan töricht finden und ihr die Abreise verbieten würde. Und nun sagte er ganz seelenruhig: „Fahren Sie."

Sie verlor kein Wort mehr über die Angelegenheit; sie sorgte nur dafür, daß der etwas herzkranke junge Engländer und der melancholische österreichische Leutnant sie auf ihrem Ausflug begleiteten, und dann machte sie in raffiniertester Weise Toilette —: mit einem weißen Seidenkleid und goldbdurchwirkten Spitzen darüber. Ganz verführerisch sah sie aus.

Sie lauschte die Treppe hinunter — — ganz weit bog sie sich über die dunkelbraune Nußbaumbalustrade — — der Doktor mußte jetzt gerade aus seinem Arbeitszimmer kommen — es war die Zeit, wo er nachmittags nach der Klinik hinüberzugehen pflegte — da machte sich's ganz natürlich und leicht, wenn sie gerade die Treppe hinunterrauschte und ihm noch ein Lebewohl zurief . . . .

Ungeduldig klappte sie mit der schmalen Fußspitze gegen den Boden, — unruhig, seine Tür unten sich bewegen zu hören . . Mit einem Male warf sie den Kopf jäh zurück . . . Himmel! Da stand er ja schon draußen im Park! Der Kuckuck mochte wissen, wie er da unbemerkt hingekommen war!

Sie lief hastig die Treppe hinunter, wo der kleine Wagen mit den beiden Herren ihrer schon wartete. Als sie einstieg, kam Doktor Steinrodt gerade über den Rasen — jetzt mußte er sie sehen — aber nein, da stand plötzlich, wie aus der Erde gestampft, eine der Krankenwärterinnen vor ihm und machte ihm augenscheinlich irgend eine wichtige Mitteilung; denn des Doktors Gesichtsausdruck veränderte sich plötzlich jäh — dann wandte er sich herum und ging mit hastigen Schritten nach der Klinik hinüber.

„Herr Doktor —!" rief Miß Brandt und winkte mit ihrem weißseidenen Sonnenschirm . . . Aber er hörte sie nicht.

Da wandte sie sich verstimmt hinweg — und knirschend rollte der Wagen über den Kiesweg davon . . .

Wenn die schöne Amerikanerin geglaubt hatte, daß sie im Trubel des Renntages Trost und Abwechselung für ihre Nerven finden würde, so hatte sie sich übrigens getäuscht.

Der herzkranke, junge Engländer hatte eine schöne livländische Dame entdeckt, der er — mit eingeklemmtem Monocle — beständig durch den ganzen Badeort hindurch nachlief, und der melancholische Leutnant lag träge in seinem Sonnenstuhl und behauptete, daß die Welt sehr langweilig sei!

Miß Ellen Brandt langweilte sich auch, schlenderte auf den Konzertplätzen umher, kokettierte mit einem fremden Husarenleutnant, den sie nicht kannte, und dachte dazwischen an den Doktor . . .

Endlich erstand sie in der Bude eine Ansichtspostkarte und schrieb an ihn.

„— Wetter sehr schön. Amüsiere mich köstlich —" (das letzte war eine große Lüge) — „bis zum Wiedersehen in drei Tagen sendet Ihnen diesen Gruß als Zeichen ihres Gedenkens Ellen Brandt."

Der Doktor war einigermaßen gerührt, als er diese Karte in Händen hielt. Er hatte Miß Ellen eigentlich gar nicht so viel Gedächtnis und Anhänglichkeit zugetraut! Es war doch immerhin nett und rührend von dem Mädchen —!

Alle Männer, selbst die besten, sind ein ganz klein wenig eitel! — und so konnte der Doktor nicht umhin, die schöne Amerikanerin bei ihrer Ankunft mit einem gewissen herzlichen Lächeln zu begrüßen

„Es freut mich, daß Sie an mich gedacht haben," sagte er mit einfacher Wärme, indem er ihr die Hand reichte.

In Miß Ellens Augen flammte es auf.

„Ich habe mehr als einmal an Sie gedacht —" sagte sie; „ich habe Ihnen sogar am Dienstag den Daumen gehalten, — wegen Ihrer großen Operation."

„So —? Das hat augenscheinlich genutzt," entgegnete er lächelnd, „der Patient befindet sich außerordentlich wohl."

„Und die Frau mit den gefährlichen Magengeschwüren —?"

Über des Doktors Gesicht ging ein flüchtiger Schatten —

„Sie ist gestorben," sagte er kurz.

„— Ach Gott, da haben wir ja eine Leiche im Haus!?" Miß Ellen sah ganz betroffen aus. Dann forschte sie in des Doktors Zügen —: „es hat Sie gewiß verstimmt — Diese Angelegenheit; — wissen Sie — das denke ich mir eben das furchtbar Häßliche an Ihrem Beruf, wenn man die Leute so unter den Händen sterben sieht, weil man nicht helfen kann. Wenn ich Arzt wäre — ja — ich glaube, ich würde mich fürchten vor jedem Toten, so als hätte ich selbst ein Verbrechen an ihm begangen! Gehts Ihnen nicht auch so?"

Der Schatten aus des Doktors Gesicht war vollständig verschwunden. Er sah außerordentlich kühl — beinah verweisend aus . . .

„Nein, Miß Brandt. Solch ein Tod hat durchaus nichts Erschütterndes für jemanden, der vollkommen seine Pflicht tut!" — Er wandte sich zum Gehen — „übrigens war die Frau bereits vollständig aufgegeben, als sie hierherkam."

Mit dem kurzen, raschen Schritt, den er hatte, wenn er ein klein wenig verstimmt war, ging Doktor Steinrodt aus dem großen Speisesaal nach seinem Bureau hinüber.

Seit acht Tagen war in das Sanatorium zu Rotenstein eine neue Erscheinung eingezogen, die allgemeines Aufsehen machte. Es war eine blasse, junge Frau, von unendlich zarter Schönheit, — eine Dame in tiefster Trauer, — Frau Elisabeth Lenz.

Sie hatte bei dem Brande und Einsturz eines Hotels ihr einziges Kind retten wollen, — leider vergeblich! Dabei war ein Balken auf sie gestürzt und hatte ihr den rechten Armknochen nahezu zerschmettert; sie war erst seit einem Monat wieder einigermaßen hergestellt.

Das romantische, rührende Märchen, das diese Frau umgab, machte sie zum Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und selbst Miß Ellen Brandt, deren beweglicher, flüchtiger Geist für alles neue Interesse hatte, gönnte ihr ein wenig von ihrer Protektion.

Sie freute sich auch, irgend jemanden zu haben, der die Langweiligkeit des gymnastischen Übungssaales mit ihr teilte, und mit dem sie gelegentlich ein paar Worte reden konnte.

Freilich sagte die junge Frau Lenz kaum etwas mehr als „nein" und „ja", seufzte dazwischen tief und sah mit blassem, müdem Gesicht zum Fenster hinaus. Es war nicht viel mit ihr anzufangen!

Der Doktor kam. Frau Lenz mit ihrem weißen, unerschütterlich traurigem Gesicht lehnte müde auf dem türkischen Diwan und wartete. Sie wurde massiert um diese Zeit. Kaum, daß sie die verschleiernden Wimpern ein wenig emporhob, als er ihr „Guten Morgen!" wünschte; sie war so vollständig teilnahmslos für alles, was um sie vorging.

Miß Brandt, die im Hintergrund des Saales ihre hübschen, weißen Hände damit anstrengte, die ziemlich schwere Kurbel eines eisernen Rades zu drehen, sah zu, wie er sich einen Stuhl neben Frau Lenz zog, behutsam den kranken Arm emporhob — mit einer zarten und doch so sicher zufassenden Bewegung, wie jemand, der seine Sache vollständig beherrscht; wie er dann — mit dem vollständig konzentrierten Ausdruck des Arztes — prüfend mit den langwimperigen Augen darauf niedersah — und dazwischen leise mit ihr sprach — halblaut, gütig, beschwichtigend — etwa, wie man mit einem Kinde spricht. Miß Ellen Brandt hatte gar nicht geglaubt, daß ein Mann überhaupt so zart reden könne.

Abgerissen klangen die Sätze zu ihr hinüber.

„— Sie haben noch nie eine vollkommene Kirschblüte gesehen? O, dann fahren wir gleich morgen hinüber nach Rotendorf — ganz köstlich ist's da — es wird Ihnen sicher gefallen! Und dann schreiben wir dort eine Karte an Ihren Herrn Gemahl — nicht wahr? — passen Sie auf, in sechs Wochen sind Sie schon so weit, daß er Sie hier besuchen kann!"

Sie hob die Augen — mit einem abweisenden Lächeln — aber er konstatierte doch mit einem ganz flüchtigen, zufriedenen Blick, daß sie ihn zum erstenmal ganz gerade ansah —:

„— Ich kann nicht nach Rotendorf. Da fahren wir durchs Dorf. Und da sitzen überall Kinder vor den Haustüren — überall Kinder! Ich kann Kinder nicht sehen." Ihr Gesicht zuckte schon wieder in nervösem Weinen.

„Nein —" sagte er — „wir fahren gar nicht durchs Dorf; bewahre. Nur hinten an dem Hause der verwitweten Marianne vorbei. Die hatte auch drei Kinder — denken Sie — drei Kinder, die sie alle gleich hintereinander am Scharlachfieber verlor, weil sie ihnen nachts — bei der Nachtlampe — eine falsche Medizin gab, — denken Sie nur, die eigene Mutter! Ist das nicht schrecklich? Meinen Sie nicht, daß es furchtbar sein muß, drei Kinder durch eigene Schuld zu verlieren —?"

Frau Lenz sah ihn jetzt voll an — mit großen Augen — sie war entschieden erstaunt, daß es doch noch jemanden gab, der es schlimmer hatte als sie.

„— und sehen Sie," fuhr er fort; „Sie haben doch noch Ihren Herrn Gemahl, — der sehnlich darauf wartet, daß Sie wieder gesund werden — wir wollen uns auch recht sputen, wir beide nicht wahr? — und Sie sind noch so jung — denken Sie doch, was das Leben Ihnen noch alles bringen kann —!"

Sie schüttelte wiederum den Kopf. „Ich werde nicht wieder gesund. Und mein Mann soll nicht kommen."

„— Sie wollen gar nicht wieder gesund werden? — Sehen Sie, das haben schon viele, sehr viele vor Ihnen gesagt, — und sie sind dann doch wieder gesund geworden! Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich habe schon Menschen gehabt, die weit kränker waren als Sie! und sie haben doch wieder gelernt, die Erde lieb zu haben! Dabei kann man ja sein stilles Paradies in der Vergangenheit ruhig weiterpflegen! Warum nicht! Aber leben soll der Mensch — muß der Mensch, — wir quälen uns alle — und nehmen uns alle zusammen — und Sie müssen das auch wieder lernen!"

Ganz milde und weich klang seine Stimme — die ganze Zeit über, während er sprach, — und dann wandte er ihr Handgelenk, das er während der Zeit massiert, leise prüfend hin und her.

„Tue ich Ihnen weh? Nicht wahr, gar nicht! Wir werden schon miteinander fertig werden. Und morgen, wenn ich komme, werden Sie mir schon ganz fest die Hand geben, — ganz fest, nicht wahr?"

Sie lächelte ein klein wenig — nur der schwache Versuch — um nicht ganz unfreundlich zu erscheinen. Aber eigentlich wußte sie noch gar nicht, wie gut er zu ihr war; — nur ganz instinktiv dankte ihr mattes Gefühl . . .

Miß Ellen Brandt schoß das Blut purpurheiß in die Schläfen. Ein rasendes Gefühl der Eifersucht erfaßte sie plötzlich. Warum sprach er nicht mit ihr so gut, so sanft, so liebevoll! Sie hätte in diesem Augenblick Elisabeth Lenz heißen mögen und auch so krank sein — ganz krank —, nur damit er so zu ihr sprach und sie auch so ansah!

Als der Doktor wenige Minuten später zu ihr herankam, hatte sie die Arme sinken lassen und sah ihm mit zusammengebissenen Lippen und ziemlicher Verstimmung entgegen.

„Wissen Sie was, Herr Doktor," sagte sie, „ich finde es hier furchtbar langweilig! Es ist durchaus nicht amüsant, sich so zu quälen. Von morgen ab komme ich nicht mehr her. Hören Sie? Ich habe keine Lust mehr!"

„Das will ich nicht wünschen und annehmen," entgegnete er äußerst ruhig und bestimmt, indem er ihren Puls fühlte und dabei nach der Uhr sah; — „Sie würden durch eine so unnötige Unterbrechung Ihre Kur außerordentlich schädigen."

„— Das ist mir ganz gleichgültig. Ich werde doch nicht gesund. Und kurz und gut — ich habe keine Lust!"

Damit war sie aufgesprungen und lief ans Fenster.

Er ließ sie ruhig gewähren.

Eine Weile lang trommelte sie mit der linken Hand ärgerlich gegen die Scheibe; dann riß sie plötzlich ihr weißes Batisttuch hervor und wand es sich um die Stirn, so als habe sie Kopfweh.

Wundervoll kleidete sie das schneeweiße, gestickte Tuch; — wie ein Regardez-moi stand es malerisch unter ihrem Lockenwald —! — Aber der Doktor sah sie durchaus nicht an; — er stand seelenruhig über einen seiner Apparate gebeugt und brachte eine derangierte Schraube wieder in Ordnung.

Da drehte sie ihm ärgerlich den Rücken zu und lief zur Tür hinaus. . . . .

Als der Doktor am folgenden Vormittag um dieselbe Zeit aus der Klinik kam und gerade — den Parkweg überschreitend — zum Hause hinauf wollte, begegnete ihm Miß Ellen Brandt, die in einer weißseidenen Bluse mit kokettem Jägerhütchen lustig die Verandatreppe herunterstieg. . . .

„Guten Morgen, Herr Doktor —" rief sie in einer Mischung von Siegestriumph und freudigem Trotz und streckte ihm lebhaft die Rechte entgegen.

Er berührte nur sehr flüchtig die dargebotene Hand.

„Ich dachte, Sie wären unten im Turnsaal —" sagte er — so en passant — sah dabei irgend wohin in die Luft und war in der nächsten Sekunde im Hause verschwunden.

Mit ziemlich entgeisterten Zügen starrte Miß Ellen ihm nach; — sie kam sich unglaublich deplaziert vor in diesem Augenblick.

Wenn er schon einen seiner Sätze mit „Ich dachte —" anfing, dann bedeutete das immer, daß er irgend eine fest ausgesprochene Meinung hatte, die er über kurz oder lang schon durchsetzen würde.

„Ich dachte, Sie wären unten im Turnsaal," — ärgerlich sagte sie's vor sich hin, während sie den Parkweg hinunterschlenderte. Sie schlug mit dem weißen Sonnenschirm die Blätter von den überhängenden Zweigen, — der ganze Morgenspaziergang war ihr verdorben.

Zu Mittag erschien der Doktor nicht. Einer seiner Patienten war ernstlich krank geworden; überdies fuhr er nachmittags über Land; so aß er allein auf seinem Zimmer.

Am andern Tage war er wieder da. Aber da er Miß Brandt vormittags wiederum nicht im Turnsaal gefunden hatte, so zog er es vor, sie auch während des Mittagessens durchaus nicht zu bemerken. Er sprach mit dem jungen Engländer viel über amerikanische Wetten und amerikanische Politik, richtete ein paarmal an Frau Lenz das Wort und reichte auch einmal ganz höflich eine Schüssel zu Miß Brandt hinüber. Im übrigen war sie vollständig Luft für ihn.

Die schöne Amerikanerin empfand diesen auffälligen Kältegrad als sehr unangenehm. Trotzdem war sie eigensinnig genug, auch am folgenden Tage ihr ärztlich vorgeschriebenes Pensum vollständig unerledigt zu lassen. Sie nahm keine Bäder und machte auch keine heilgymnastischen Übungen!

Nach dem Mittagessen pflegten sich die Patienten immer noch eine Viertelstunde lang auf der Veranda aufzuhalten; auch der Doktor war dann noch eine Weile lang anwesend. Er hatte dann für jeden ein liebenswürdiges Wort — für Frau Lenz irgend eine kleine Aufmerksamkeit oder zerstreuende Geschichte, — für den grämlichen Baumeister eine launige Anekdote — und so fort.

Seine Zigarre rauchte er immer erst später auf seinem eigenen Zimmer. Er war viel zu gewissenhaft, um seinen Patienten die Rauchbelästigung — selbst im Freien — zuzumuten! — Mit Miß Brandt hatte er seit neulich noch kein einziges Wort gewechselt.

Ärger und Unbehagen kochten nachgerade in ihrem Innern. Die schönen Katzenaugen blitzten in plötzlichem Entschluß auf:

Als der Doktor jetzt aus der Verandaecke herüberkam, wo er sich mit Frau Lenz unterhalten, und flüchtig an ihr vorbeistrich, ließ sie plötzlich — ganz zufällig! — ihr Taschentuch fallen. Gerade vor des Doktors Füßen fiel es zur Erde.

Er stutzte — bückte sich sofort — hob es auf — und mit einer ganz kleinen, durchaus höflichen Verneigung legte er es dicht neben sie auf den Verandatisch. Dann ging er — wiederum wortlos — an ihr vorbei und in die Haustür.

Miß Brandt biß die Zähne in die Unterlippe —:

„Er ist eigensinnig," dachte sie wütend.

— — — — — — — — — — —

Als der Doktor am anderen Morgen in den gymnastischen Turnsaal trat, konnte er ein ganz leises Lächeln nicht unterdrücken; — aber nur einen kurzen Moment lang, — dann war sein Gesicht wieder vollkommen ruhig.

Im Hintergrund des Saales saß Miß Ellen Brandt und drehte ganz nach Vorschrift mit der kranken Hand die eiserne Radkurbel —!

Der Doktor hielt es nicht für gut, diese Tatsache als etwas Außergewöhnliches zu bemerken, im Gegenteil: er ging zuerst ganz ruhig, wie gewöhnlich, zu Frau Lenz, sprach mit ihr und massierte ihren kranken Arm. Dann erst kam er zu Miß Brandt herüber.

„Nun? so fleißig?" — Mit dem verbindlichsten Lächeln von der Welt bot er ihr die Hand zum Guten Morgen. „Sie arbeiten ja mit einem Eifer, den ich Ihnen gar nicht zugetraut!" Dabei sah er ihr fortwährend voll und freundlich ins Gesicht.

Sie lachte ihm entgegen, daß ihre wundervollen, weißen Zähne hervorblitzten. Seine Freundlichkeit nach so langer Entbehrung tat ihr unendlich wohl. „Ja, Herr Doktor," sagte sie; „aber eigentlich finde ich es eine Grausamkeit von Ihnen, daß Sie uns hier so einsperren, während draußen so verlockend die Sonne lacht!"

„O, die Sonne können Sie hernach noch genießen, oder gleich morgens nach dem Kaffee! — Übrigens ich fahre heute nachmittag mit Frau Lenz nach Rotendorf hinüber. Wenn Sie Lust haben, sich anzuschließen —„

„O sehr gern!" Sie bejahte freudig.

Gleich darauf fiel es ihr ein, daß dieses Anerbieten eigentlich wie eine Belohnung klang; — wie ein artiges Kind, das seine Pflicht getan hat, und dafür mitgenommen wird! Sie hätte vielleicht lieber „nein" sagen sollen, aber das Ja wurde ihr so leicht!

Die Fahrt nach Rotendorf, wo sämtliche Kirschalleen in herrlichster, schneeiger Blüte standen, wurde wundervoll. Der Doktor war in sehr guter Stimmung, Miß Brandt so weich und liebenswürdig wie nie, und selbst auf Frau Lenz' blasses, zartes Gesicht trat während der Fahrt ein schwacher Rosenschimmer. Ein herrlicher Sonnenuntergang beschloß den Tag . .

Sinnend stellte Miß Brandt abends ein paar feuerrote Mohnblumen in ihrem Zimmer in ein Glas, die der Doktor für sie gepflückt hatte. Sie war unendlich zufrieden mit dem heutigen Tag. Sie hätte gewünscht, daß alle Tage so wären wie heute!

Um so enttäuschter war sie, als der Doktor am folgenden Tage die heitere, verbindliche Sonntagsstimmung vollständig abgestreift hatte und den ganzen Kopf mit ärztlichen Dingen voll zu haben schien. Er kam nur flüchtig zu ihr heran und schien im übrigen vollständig absorbiert. „Was hatte er nur?" dachte Miß Brandt.

Ihr oberflächlicher Sinn begriff nicht, daß ein Mann wie Doktor Steinrodt noch zu etwas anderem in der Welt da war, als zum bloßen Flirt mit Frauen, und daß dieser Zustand — der für manche weibliche Naturen den ganzen Tatbestand des Daseins ausmacht. — für einen Mann mit so ernstem Beruf und so weitgreifender Tätigkeit immerhin doch nur ein kleiner Zwischenakt sein konnte!

Im Gegenteil! Sie hätte sich lieber wundern sollen, wie frei sein Geist zuweilen war, die bewegliche Denkfreiheit und Klarheit eines vielfach begabten, körperlich und geistig gesunden Menschen!

Wenn nur Frau Lenz nicht gewesen wäre. Sie haßte diese Frau. Der Doktor sah sie aber auch an — mit Blicken — ungefähr wie ein Weltwunder! Miß Brandt verstand nicht, daß dies lediglich der Blick des Arztes war, der mit Genugtuung die gesunde Blüte neben dem kranken Keim sich entwickeln sieht!

„Ich finde Frau Lenz entsetzlich langweilig," sagte sie eines Tages in schroffem Ton zum Doktor.

Er mußte lächeln; sie war immer so schroff in ihren Meinungen.

„Eine Schwerkranke ist wohl selten für jemanden interessant, als für den Arzt!" entgegnete er ruhig.

„Finden Sie? Ich glaube, wenn ich der Mann von Frau Lenz wäre, sie hätte mich mit ihrer steifen Schweigsamkeit schon längst um den Verstand gebracht!"

„Das ich glaube ich gar nicht. Ich glaube, daß Frau Lenz, als sie noch gesund war, gerade diejenigen Eigenschaften besessen hat, die einen Mann vorzugsweise beglücken!"

Miß Ellen blickte lebhaft gespannt auf: „Was meinen Sie damit? Was halten Sie für die höchsten Eigenschaften der Frau?"

Er strich langsam mit der Hand über die Blätter des blühenden Faulbaumzweiges, den er zwischen den Fingern hielt.

„Man kann lieber von einer einzigen Eigenschaft sprechen — der einen, die für die Frau alles bedeutet und alles in sich schließt: Selbstlosigkeit!"

Miß Ellen sah ziemlich enttäuscht aus.

„Ach so; Sie meinen, wenn Sie z. B. heiraten, so soll Ihre Frau niemals an sich selbst denken, sondern immer nur an Sie!"

Er lächelte. „So ungefähr."

„Und dann — o, ich kann es mir schon lebhaft vorstellen, dann soll Ihre Frau immer tun, was Sie wollen! Nicht wahr?"

„In gewisser Beziehung — ja."

„Ich glaube, Herr Doktor, Sie werden 'mal ein fürchterlicher Tyrann!"

„Meinen Sie?" — Es zuckte zwischen seinen Lippen und in seinem Gesicht, so als wollte er noch etwas sagen.

„Dann warnen Sie also alle Frauen vor mir", sagte er schließlich mit einem kleinen sarkastischen Lächeln und ging in der denkbar amüsiertesten Stimmung nach seinem Bureau hinüber.

Ellen Brandt hielt es kaum mehr aus. Da stand er schon wieder nach Tisch in der Verandaecke und sprach mit Frau Lenz!

Was er nur alles zu ihr sagen mochte! Brennend gern hätte sie es gewußt! Er konnte so interessant sein — der Doktor!

Und dazwischen lachte er. Er lachte so hübsch . . . . man hörte es gern. Er lachte wie ein unverdorbener Mensch!

Vor Miß Ellens Ohren brauste es plötzlich — in der heißen, schwülen Nachmittagsluft. Sie hatte heute einen jener Tage, an dem das Blut ihr noch rascher und heißer durch die Adern schoß, und die Nerven reizbarer und erregungsvoller waren, denn je.

Den ganzen Morgen hatte sie tatenlos auf ihrem Bett gelegen und geweint, — warum, das wußte sie nicht!

Jetzt wußte sie es mit einem Male: sie liebte ihn!

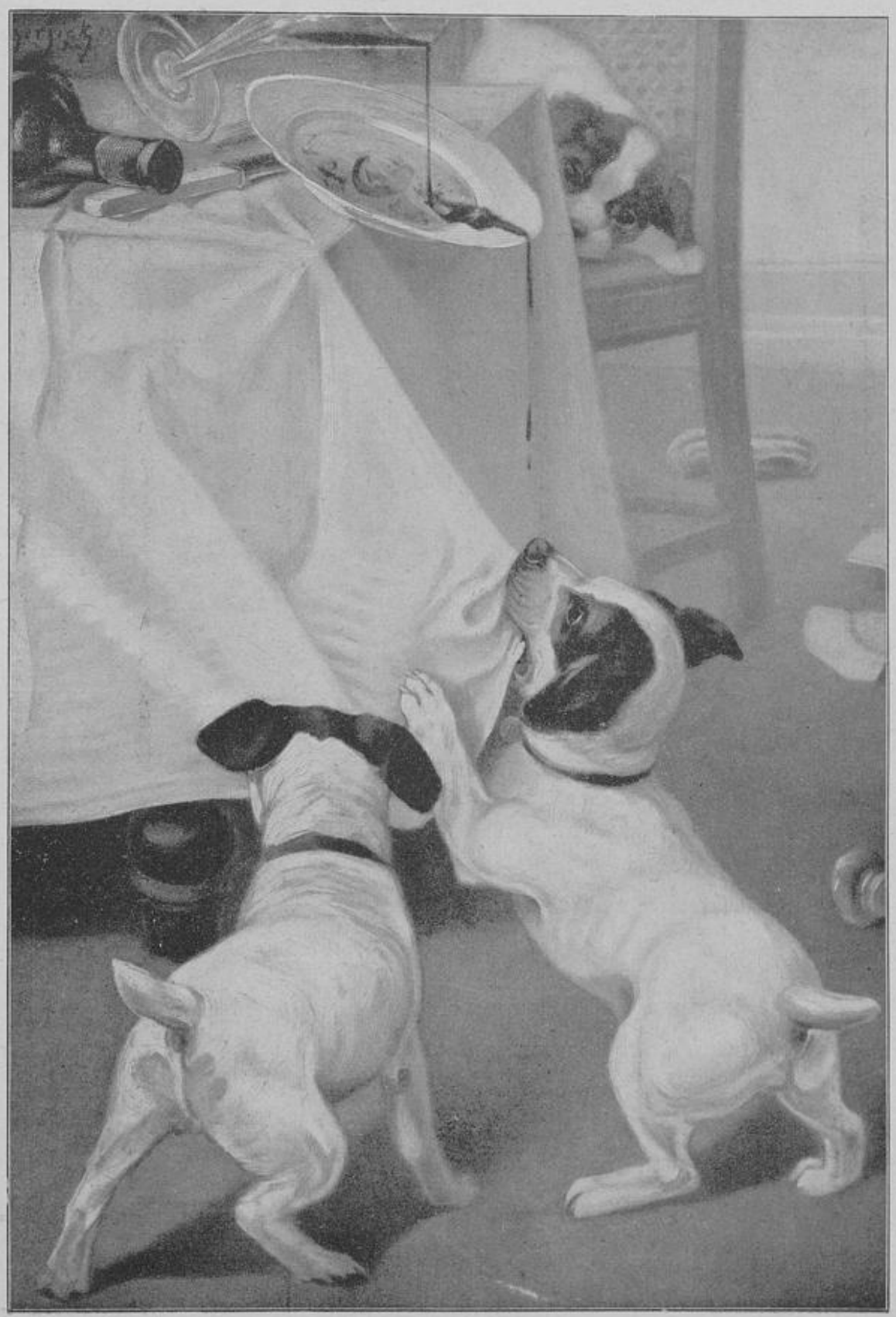
Mit einer leidenschaftlich brüsken Bewegung nahm sie Hut und Sonnenschirm und lief auf die Chaussee hinaus.

In der Ferne tauchte ein Wagen auf und kam in rasendem Tempo näher . . . der Weg wurde hier sehr schmal . . .

Miß Ellen war es ganz gleichgültig! Wenn der Wagen sie überfuhr, was schadete das denn! Es kümmerte sich ja doch niemand um sie — niemand in der Welt.

Im Gegenteil, wenn sie etwa blutüberströmt — mit zerbrochenen Gliedern ins Haus getragen wurde — sie mußte sichs plötzlich in allen Einzelheiten ausmalen, mit einer gewissen gigantischen Wollust —, vielleicht, daß dann des Doktors Gesicht endlich einmal aus seiner Ruhe gebracht wurde, vielleicht, daß er dann endlich einmal Frau Lenz und ihre Verandaecke im Stich ließ.

Ellen Brandt rannte blindlings weiter, den aufgespannten Sonnenschirm dicht vor sich haltend, denn die Sonne glühte förmlich von vorn in ihr heißes, aufgeregtes Gesicht . . . . .



Jugend hat keine Tugend. Nach dem Gemälde von Alfred Weczerzick. (Siehe Seite 8.)

Und dann plötzlich ein Schrei — und ein paar aufbäumende Pferdeköpfe über zersplitternder Deichsel, während unten eine weiße, staubbespritzte Gestalt sich im Seitengrase der Chaussee überschlug . . .

„Um Himmelswillen! Sind Sie wahnsinnig? So gehen Sie doch aus dem Weg!!"

Zehn Minuten später wurde Miß Brandt mit schwerer Verletzung in Doktor Steinrodts Klinik getragen.

Sie lag mit geschlossenen Augen während der Untersuchung, sie zuckte nicht einmal, wenn er sie berührte.

Endlich hob er das Gesicht — das im Augenblick sehr blaß war — und sagte leise, mit vollem Atemzug:

„Gott Lob! ich kann Ihnen sagen, es wird keine gefährlichen Folgen für die Zukunft hinterlassen!"

Sie öffnete die Augen und sah ihn an. „Sie werden sich endlich ein wenig um mich kümmern müssen! Ja — nicht wahr — das werden Sie!"

Sie sagte das so leidenschaftlich, daß der Doktor erschrak.

Er hielt ihre fieberglühende Hand in der seinigen — ihr Puls flog — —

„Ich meine, ich beweise für alle meine Patienten das gleiche Interesse," sagte er leise und rasch. „Wenigstens bemühe ich mich, und ich denke, es kann mir auch niemand einen Vorwurf machen."

Sie lächelte bitter. „Das gleiche Interesse!" Das war es ja eben, was sie nicht wollte!

„Ich kann Sie wieder gesund machen, Miß Brandt, aber Sie müssen still halten, sehr still, und viel Geduld haben! Ich werde Ihnen Schmerzen machen."

„Ich fürchte mich nicht! Ich glaube an Sie!"

Wieder diese bebende Sprache, dieser leidenschaftliche Blick, der ihn zusammenzucken ließ.

Wie sie schön war! Es kam ihm eigentlich zum ersten Male so voll zum Bewußtsein — so, als sähe er es heute erst so recht!

Er hatte sie wohl immer schön gefunden, schön und interessant! „Schade um das Mädchen!" hatte er oft gedacht. „Wenn die zur rechten Zeit in gute Hände gekommen wäre und sinngemäß erzogen — —"

Es steckte etwas verhalten Innerliches in ihr, ein großes Temperament!

Vielleicht, wenn einmal eine große Liebe über sie kam, die alle tieferen Keime in ihr entwickelte — —

Der Doktor wandte sich kurzerhand herum und ging aus dem Krankenzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dreizehnte.

Humoreske von Alexander Engel.

(Nachdruck verboten.)

In einem eleganten Restaurant hing an der Türe zu einem der kleinen Gesellschaftszimmer eine Tafel mit der Aufschrift: „Geschlossene Gesellschaft". In diesem Zimmer sollte heute abend die glückliche Verlobung zweier Menschen gefeiert werden. Fräulein Anna Wiesinger, Tochter des braven Bandfabrikanten Wiesinger, Firma Wiesinger u. Gruber, und Herr Fiebig, Chef des Herrenkonfektionsgeschäftes an der Ecke der Krugengasse, hatten sich gefunden. Und nun sollte die Verwandtschaft bei vortrefflicher Speise und kräftigem Trunk die Gefühle segnen, die diese zwei Menschen zusammengebracht. Mama Wiesinger, deren Nasenspitze die Farbe der Rührung hatte, war die erste am Platze. Als tüchtige Hausfrau war sie davon überzeugt, daß die Tafel doch nicht in der richtigen Weise arrangiert sein würde; sicherlich waren die Bestecke nicht gehörig geputzt, die Gläser nicht peinlich genug ausgewischt. Und auch an dem Arrangement, das bei einer Verlobung gewiß etwas sehr Wichtiges ist, wird es manches zu ändern geben. Oh, Mama Wiesinger hatte ungeheuer viel zu tun! Aber dennoch fand sie noch Zeit, sich ab und zu über die Augen zu wischen, denn ihre Anna war ja zugleich ihre einzige. . . . .

Für Punkt acht Uhr war die Gesellschaft geladen. Um sieben Uhr aber entdeckten die scharfen Augen der geübten Hausfrau nichts mehr Tadelnswertes, was ihr eigentlich nicht ganz recht war. Nun blieb ihr nichts mehr anderes übrig, als ungeduldig zu werden. Zum Zeitvertreib ärgerte sie sich über mancherlei, nicht zuletzt darüber, daß sie nicht wenigstens ihre Strickerei mitgenommen. Während dieser Wartezeit hätte sie den angefangenen Strumpf für Herrn Carl Wiesinger, Firma Wiesinger u. Gruber, ein beträchtliches Stück weiter gebracht. Um halb acht kam endlich der erste Gast, der Kompagnon Gruber. Nun hatte Frau Wiesinger wenigstens einen Grund, giftig zu sein, denn sie wußte, dieser Gruber kam nicht darum so früh, weil ihm das Glück ihrer Tochter das Wichtigste war, sondern — na ja, man kennt diesen Gruber — wo es etwas zu essen gibt, muß er immer der erste sein. Das könnte ja sonst verkürzt werden. Und richtig, da näherte er sich auch schon der Tafel und schielte nach dem Aufsatz mit dem Giardinetto. Langsam rückten die anderen Gäste an: Onkeln, Tanten, Schwager und Schwägerin und die zwei einzigen Cousinen in der Verwandtschaft, von denen die eine sehr lustig und die andere sehr gefühlvoll war. Mitten unter allen saß Herr Fiebig, der Bräutigam und an seiner Rechten mit dem vorschriftsmäßigen glückseligen Lächeln um die frischen Lippen Anna Wiesinger, die viel beneidete Braut.

Das Brautpaar erfreute sich glücklicherweise vollster Gesundheit; so überstand es den Ansturm von Gratulationen, Worten der Rührung und alle anderen hierher gehörigen Familien-Sentimentalitäten, selbst der derben Art des im übrigen sehr ehrbaren Onkels Niederberger hielt die Gesundheit des Brautpaares stand. Schon gab Frau Wiesinger den Auftrag zum Beginn des Mahles, als eine der Cousinen — es kann nicht mit Sicherheit behauptet werden, ob die muntere oder die gefühlvolle — die fürchterliche Entdeckung machte, daß — genau dreizehn Personen anwesend seien!

„Um Gottes willen," schrie Frau Wiesinger, „bei einer Verlobung dreizehn!" Der älteste Familienonkel bekreuzte sich. Die zwei Cousinen kicherten und stießen sich mit den Ellenbogen. Das sollte in der Sprache echten Familiengefühls heißen: „Dreizehn — vielleicht geht die Verlobung doch zurück!" Eine förmliche Erregung ergriff die Tafelrunde, einer fragte flüsternd den anderen: „Wie konnte man nur dreizehn einladen?" „Aber es waren doch nicht dreizehn," schrie Frau Wiesinger im Tone der Verzweiflung. „Genau vierzehn wurden geladen." Und sie wies auf die Bestecke. Und alle fingen an zu zählen — eins — zwei — drei — bis vierzehn. Nur Herr Wiesinger zählte dreizehn, weil er sich vergessen hatte. Der Bräutigam hatte inzwischen mit seiner Anna gekost und alle Stationen der Hochzeitsreise besprochen, so daß kaum eine Welle der allgemeinen Erregung zu ihm gedrungen war. Plötzlich aber klang das Wort „dreizehn" an sein Ohr. Er stutzte, horchte schärfer hin und fragte endlich: „Dreizehn?" Bei seiner Verlobung dreizehn. Er erblaßte. Das konnte doch nur der Schatten sein, den ein Unglück vorauswarf. Und er dachte an den Niedergang der Geschäfte in der Konfektionsbranche im allgemeinen und an seinen Konkurs im speziellen. Der besorgten Mutter entging nicht die Leidensfurche im Antlitz ihres künftigen Schwiegersohnes. „Also wer ist denn nur der Vierzehnte?" Man ging die Reihen durch. So kam man auf den Übeltäter. Natürlich: Onkel Eduard, der einzige Junggeselle in der Verwandtschaft. Der hat kein Gefühl für die heiligsten Familienereignisse — man muß zu ihm schicken! Das soll Herr Gruber besorgen. „Natürlich, und inzwischen verdirbt das schöne Essen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür und herein traten eifrige, mit Suppenterrinen bewaffnete Kellner. „Na also, da ist ja schon die gute Suppe. Mein Gott, Leberknödel — die zerfallen ja so leicht." Und er setzte sich nieder, mit flinken Händen die Serviette unter das Kinn schiebend. Doch die Energie der Brautmutter vernichtete zunächst seine Hoffnung auf die Leberknödel. „Hinaus mit der Suppe," rief sie, „wir müssen warten — der Vierzehnte muß erst kommen." Da hatte Herr Gruber einen rettenden Gedanken. Rascher, als man es seiner Behäbigkeit zugetraut hätte, erhob er sich und ohne die Serviette abzulegen, eilte er gegen die Tür. „Nur anfangen," rief er, „gleich wird der Vierzehnte da sein!" Herr Gruber trat in den großen Restaurationssaal, mit einem Blicke, den Napoleon der Erste bei Waterloo hätte verwenden können, die Gesichter der dort befindlichen Gesellschaft musternd. „Ha," dachte er, und dieses breite „Ha" drückte sich in seinem fetten Lachen aus. „Dort sitzt ein Vierzehnter!" Er segelte zwischen den besetzten Tischen auf einen einsamen jungen Mann los, der sich gerade mit einem offenbar sehr harten Gänsebügel auseinandersetzte und trotzdem ein freundliches Gesicht machte. Dem klopfte er auf die Achsel in seiner gemütlichen Art, die keinen Widerstand voraussetzte, und sagte: „Verehrtester, das ist kein Essen für Sie." Der junge Mann ließ den Bügel hart sein und sagte: „Ja, Sie haben recht, alter Herr, diese Gans war mindestens schon Großmutter." Das gefiel Herrn Gruber. „Junger Mann, Sie werden gut essen, Sie werden viel essen und Sie werden gratis essen. Wollen Sie ein vierzehnter sein?" Der junge Mann klammerte sich zuerst mit komischem Entsetzen an die Tischplatte, zog sich daran vom Stuhle empor, doch, weil Herr Gruber in der Sicherheit, daß dieser Vierzehnte nun gleich mit ihm gehen werde, den Sessel wegzog, fiel nun der junge Mann, der sich wieder setzen wollte, fast zu Boden. Er war aber ein lustiger junger Mensch, der die Situation erfaßte und herzlich zu lachen begann. Das gefiel Herrn Gruber schon wieder. Er erzählte ihm, welches Unglück eine ehrbare Verlobungsgesellschaft getroffen habe, worauf der angenehme junge Mann sich bereit erklärte, hier helfend einzugreifen.

Fünf Minuten später saß Herr stud. jur. Otto Werck neben der munteren Cousine. Der brave Herr Gruber schlürfte mit der Suppe all die Lobesworte hinunter, die die Gesellschaft für seine rettende Tat aufbrachte. Der junge Mann versetzte die etwas schläfrige Gesellschaft durch seine frische Laune in die fröhlichste Stimmung. Die Mutter der munteren Cousine äugelte mit ihrem Gatten, der ihr sofort ins Ohr flüsterte, daß er sich schon morgen über den jungen Mann erkundigen werde. Dem stud. jur. schien die Sache viel Spaß zu machen. Er kam sich vor, wie ein Hecht im Karpfenteiche, und nun wollte er nach Herzenslust die Philister fressen. Der munteren Cousine erzählte er allerhand Unpassendes und der Braut machte er einen Heiratsantrag, was dem Bräutigam aus der Konfektionsbranche zuerst sehr schmeichelte, später aber doch über die Hutschnur ging. Er verbat sich dererlei Zudringlichkeiten von seiten eines Fremden „Eines Fremden? Bin ich ein Fremder! Ich, der ich das Unglück von Ihnen und Ihrer künftigen Familie abwende?" Er stand auf und griff nach seinem Hute. „Das Essen war übrigens miserabel — ich geh'."

Alle dreizehn Personen der Verlobungsgesellschaft erhoben sich gleichzeitig und überschütteten den Bräutigam mit Vorwürfen und Frau Wiesinger flehte den Studenten an, ihr das an ihrem Ehrentage ja nicht anzutun. Die Mutter der munteren Cousine suchte den Bräutigam zu

besänftigen, indem sie ihm einredete, der Student habe ihre Tochter gemeint, worauf allerdings der stud. jur. fester nach seinem Hute griff. Herrn Gruber gelang es endlich, den Frieden wieder herzustellen. Der Student hatte wieder seine Laune gewonnen, erhob sich, um den ersten Toast zu sprechen, da keiner aus der Gesellschaft den Anfang machen wollte. Nun, war das ein Toast! Unter anderen Umständen hätte man den Sprecher sofort hinausgeworfen. Der streitbare Bräutigam mußte von zwei handfesten Onkeln auf seinem Stuhle niedergehalten werden. Als der Toast zu Ende war, atmete die Gesellschaft auf. Aber kaum schienen sich die Gemüter beruhigt zu haben, erscholl unheimlicher Lärm von dem Platze des Studenten herüber. Sein Nachbar hatte ihn in ein politisches Gespräch verwickelt, das der Student schon im Keime mit einem laut vernehmbaren „Schafskopf" ersticken wollte. Darob Empörung des Nachbars. Trotz der vergeblichen Versuche der Cousine, oder eben wegen dieser Versuche, den Studenten durch fortwährendes Nachfüllen von Champagner zu fesseln, kam es zu einem regelrechten Streit, der gewiß in Tätlichkeiten ausgeartet wäre, wenn nicht der ruheliebende Schwiegervater, von seinem Grimm übermannt, mit den starken Händen eines echten Bandmachers die zwei Kampfhähne gepackt und zur Tür hinausexpediert hätte. „So," — rief er dabei, „jetzt sind wir Gott sei Dank zwölf und brauchen keinen Vierzehnten!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür und herein trat der Onkel Junggeselle, der wegen seines Zuspätkommens Worte der Entschuldigung stotterte, während die ganze Tafelrunde, mit Zorn in den Blicken, jammerte und stöhnte:

„Wieder — dreizehn!"

Die arme Braut fiel in Ohnmacht und der Bräutigam wußte nun, daß der Krach in der Konfektionsbranche unaufhaltsam sei. . . .

„Fiebertraum!"

Von J. Freifrau von Schilling.

Professor Berthold richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf und schob den Fiebermesser in sein Etui zurück. Sein Blick begegnete dem der Diakonissin, die am Fußende des breiten Bettes stand.

„41 Grad!" sagte er halblaut und hob die Achseln.

„Sie haben alles genau vorbereitet, Schwester, nicht wahr? — Sollte der Patient unruhig werden, so legen Sie sofort den Eisbeutel auf und alle Stunden geben Sie ein Pulver!"

„Sehr wohl, Herr Professor! —" Sie reichten sich die Hand, die in ihrem schweren Beruf gealterte Diakonissin und der Arzt, sie kannten einander wohl! Immer, wenn Professor Berthold einen schweren Fall hatte, wünschte er nur mit Schwester Maria zu „arbeiten". So auch diesmal.

Der da vor ihm lag, war ihm noch mehr als ein Patient, dessen kostbares Leben er zu retten hatte, er war ihm zugleich ein Freund, ein Studiengenosse, den er erst vor kurzem auf einem Wohltätigkeitsfest wiedergefunden hatte.

Ein Zufall war es gewesen, wie alles Zufall ist auf der großen Bühne des Lebens, wo das Schicksal uns dahin und dorthin schiebt, je nach Laune — wie eine Marionetten-Figur! Beide hatten sie dasselbe voneinander gedacht, als sie sich nach Jahrzehnten wiedersahen: Er ist es wohl noch! So sprach, so lachte er schon dazumal! Dazumal in jener fernen Jugend.

Welche Fahrt hatte ein jeder von ihnen inzwischen zurückgelegt, bis er eingelaufen in den Hafen der Stellung, die ihnen damals im Korps als kaum erreichbar erschienen war.

Sie hatten beide ihren Weg gemacht! Der eine als Professor an einer Universität, berühmt und gesucht als Leiter einer großen Klinik, der andere als Vortragender Rat im Ministerium. Und schließlich war auch die Frage gefallen: „Bist Du verheiratet?—" Der eine hatte verneint, der andere bejaht. Und im Laufe des Abends hatte er Gelegenheit gehabt, mit der jungen Frau des Freundes zu tanzen.

Kaum 30 Jahre mochte sie zählen! — Sie sah sehr schlank, sehr elegant aus in der Empire-Toilette mit dem Perlendiadem im blonden Haar. Der ganze mädchenhafte Charme der kinderlosen Frau lag über ihrem blassen Gesicht, aus dem die Augen noch so verträumt in das Leben schauten — — Mit diesen Gedanken verließ er das Krankenzimmer.

„Herr Professor, auf ein Wort!" —

Er wandte sich um nach ihr, die aus einem der hellen Zimmer ihm nachgeeilt war in den eleganten Vorraum, wo ein tiefroter Teppich jeden Schritt lautlos machte.

Die breiten Spiegel, die die Ecken füllten, warfen ihr Bild zurück, die schmiegsame Gestalt in dem dunklen, schleppenden Tuchkleid, das feine ihm zugewandte Profil, den schweren blonden Haarknoten . . .

„Sagen Sie mir die Wahrheit — die ganze Wahrheit! Wird er leben?" —

Da war die Frage, die er erwartet, die er gefürchtet hat.

Er zieht den Pelz ein wenig höher hinauf, wie fröstelnd.

„Meine gnädigste Frau . . ." beginnt er zögernd, „unser Leben steht in Gottes Hand! . . . Ich" . . .

„Sagen Sie mir die Wahrheit! Ich muß die Wahrheit wissen, ich habe ein Recht dazu! . . . und Sie sind sein Freund . . . . Sie können mich nicht belügen! Haben Sie eine Hoffnung, das er leben wird? —"

Sie spricht ganz ruhig, und ihre Augen treffen die seinen.

Er kann sie nicht mehr täuschen:

„Gnädigste Frau — ich habe keine Hoffnung!" —

Über ihre halboffenen Lippen drängt sich ein schwerer Atemzug — ein Seufzer.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund! — Ich danke Ihnen im Namen meines Gatten für alle Stunden, die Sie uns geschenkt haben, für die letzten Nächte im besonderen . . . ."

„Gnädigste Frau . . . ich tat nur meine Pflicht als Arzt!"

Sie starrt an ihm vorüber wie in weite, weite Fernen.

„Wenn irgend möglich, komme ich in zwei Stunden noch einmal!" Sacht führt er ihre Hand an die Lippen, ehe er hastig die breiten, niedrigen Treppenstufen hinabeilt.

Vor dem breiten Trottoir hält sein Coupé. Er drückt sich in die dunkelste Ecke und zündet sich eine Havanna an. Noch gönnt er sich nicht die Ruhe seines behaglichen Junggesellenheims, er will noch einmal einen Rundgang machen in seiner Klinik. Professor Berthold ist immer ruhelos, wenn er einsieht, daß alle Wissenschaft ohnmächtig ist gegen den unsichtbaren Feind, der ihm bei seinen „schweren" Fällen gegenüber steht!

Schade um den Heinz . . . . schade, schade! War er nicht doch zu brutal gegen die Frau vorgegangen, daß er ihr keine, auch gar keine Hoffnung gelassen? —

Aber konnte er gegen sein Wissen und Verstehen ein Urteil geben, wenn solch ein heißes dringendes Fragen ihm die Seele durchforschte? Nein! Er konnte nicht anders, nicht Hoffnung heucheln, wo keine mehr war.

Die Zigarre schmeckte ihm nicht mehr, er warf sie aus dem offenen Wagenfenster. Und jetzt bog der Kutscher in die Beerenstraße ein, wo seine Klinik lag. Er sah das große Gebäude, wo überall noch Licht schimmerte. Hier war seine Welt, sein Heim, sein Haus.

Für all die Kranken hatte er Zeit, für sich selbst niemals! Wenn er einmal hilflos darnieder lag, sterbend wie jener, den er eben verlassen, würde nie die Verzweiflung zwei Augen so starr, so dunkel machen — würde nie die Frage laut werden, so heiß, so dringend: „Haben Sie noch Hoffnung, daß er leben wird?" —

* * *

Möchten gnädige Frau nicht etwas ruhen?" — fragt die sanfte Stimme der Schwester Maria, während ihre Augen mitleidig auf der jungen Frau ruhen, die da seit Stunden sitzt, starr wie ein Steinbild zu Seiten des Leidenden. „Ich bin nicht müde, Schwester! Ruhen Sie noch ein wenig drüben, ich bleibe hier!" —

Die schweren Portieren fallen hinter Schwester Marias Gestalt zusammen, wiederum ist Frau Lona allein bei dem Kranken. Sie hat das dunkle Tuchkleid mit einer Matinee aus weichem, weißen Stoff vertauscht, denn in weißen Kleidern hat er sie immer am liebsten gesehen. Bis aufs letzte hat sie nur den einen Gedanken, was ihm Freude machen könnte — was ihm wohl tun könnte!

So ist ihr ganzes Leben gewesen! — Sie lehnt den blonden Kopf an die hohe Lehne des Sessels, und ihre halb geschlossenen Augen streifen den Raum, den die blaue Ampel mit einem weichen, geheimnisvollen Dämmern füllt, einem beruhigenden Halblicht, aus dem nur die breite französische Bettstatt mit ihrem Wandgobelin, ihrem auf goldenen Säulen ruhenden Spitzenbaldachin sich abhebt von dem lichten Blau der Wände. Auf dem Toilettentisch schimmern die Silberstöpsel der Flakons, die Griffe der Bürsten, der Kämme, der Spiegel, alles matt verschwommen zurückgeworfen von dem breiten Spiegel, der die halbe Wand dahinter ausfüllt.

Wie oft hat sie davor gesessen, geschmückt zum Fest!

Wie oft ist ihr Gatte dann herangetreten, um ihr eine Blume ins Haar zu stecken . . . .

Ein Wort, ein holdes, zärtliches Wort, ihr zuzuflüstern . . . wenn sie heimgekommen. . . . .

Wie glücklich sie gewesen war! — Ein einziger Sonnentag war ihre Ehe gewesen, von keinem Kinderlärm unterbrochen, von keinem Dritten gestört!

Von keinem Schatten verdunkelt! Jeden Wunsch hatte er ihr an den Augen abzulesen verstanden und sie eingehüllt in eine warme, sorgende Zärtlichkeit ohne Ende . . . ohne Ende!

Sie waren beide reich, unabhängig gewesen und die Welt hatte nichts an dieser Verbindung auszusetzen gehabt. Freilich, er hatte sich ein wenig spät zur Heirat entschlossen, aber eine Frau kann niemals zu jung sein für den, der sie liebt.

Warum eigentlich war gerade sie so glücklich geworden? —

Sie, die doch nicht annähernd so schön war, wie Gina, ihre ältere Schwester, die da oben in Ostpreußen an der russischen Grenze an einen Landpfarrer verheiratet war, die so selten nur noch schrieb aus ihrem weltverlorenen Dorf!

So selten nur noch! —

Und doch war Gina einmal ein halbes Jahr hier bei ihnen gewesen, während der Schwager sich von seinem anstrengenden Beruf, von dem rauhen Klima, im Süden gesund atmen sollte! — Es war eine so schöne Zeit gewesen! Die Flieder drunten im Park hatte geblüht, geduftet und man war den ganzen Abend auf dem Balkon gewesen und drinnen im Zimmer hatte Gina gesungen.

Allerlei Lieder, die sie nicht kannte! Wundersame polnische Liedchen mit einer eintönigen Begleitung in Moll, und die schwermütigen Weisen

hatten zu der Sängerin gepaßt, zu der jungen, schlanken Frau, in deren wundervollen, dunklen Augen eine Welt voll Sehnsucht begraben lag. . . .

Warum hatte Gina so selten, fast kaum mehr geschrieben? —

Frau Lona richtete sich plötzlich auf, wie lauschend.

Neben ihr stöhnt der Kranke leise auf, halblaute Worte flüsternd. Sie neigt sich über ihn, ganz nah. Wozu ihn quälen mit der Kampferinjektion, mit Pulvern und Pillen — er geht ja doch! —

Und wenn er gegangen ist, wird sie ihm folgen! Sie mag das Leben nicht ohne ihn! Sie wird es fortwerfen, wie eine nutzlose Sache!

Sie bleibt bei ihm — immer! Auch den dunklen Weg, den keiner kennt, keiner ahnt, auch diesen Weg folgt sie ihm. —

Sie kann nicht leben ohne ihn. —

„Bist Du endlich . . . endlich gekommen?“ — flüstert er matt. „Und im weißen Kleid — Du Süße! Deine Augen sind wie ein Märchen . . . Wie ein schönes — trauriges Märchen . . . o Gina — Gina. . . .“

Über ihn geneigt sitzt die blonde Frau regungslos, atemlos, jedes Wort von seinen Lippen lesend.

Aber er schweigt, nur noch röchelnde Atemzüge drängen sich über die halboffenen Lippen . . . langsamer, immer langsamer.

„Es ist vorbei! —“ sagt Schwester Maria und zieht die junge Frau sanft empor. „Sie müssen ruhen, gnädige Frau! —“

Frau Lona geht durch die stillen Zimmer, sie steht im Arbeitszimmer des Toten.

Schlafen? — Jetzt schlafen? — Nein, erst Gewißheit haben — Gewißheit, daß sie eben nur heiß und wirr geträumt hat — einen traurigen Traum. Sie ist ruhig — so klar denkend, wie noch nie — niemals in ihrem Leben.

Am Schreibtisch stehend, öffnet sie Schubfach um Schubfach. In jedem die peinliche Ordnung, die ihm immer eigen gewesen, alles korrekt in Reih und Glied — so, wie sein Leben gewesen war. Hier seine persönlichen Akten, allerhand geschäftliche Notizen nach Nummer und Datum geordnet. Dann ein Kuvert mit der Aufschrift: „Frau Gina Leonhardt!“ —

„Inhalt: Verfallene Talons Leipziger Bankkrach.“

Warum hatte er die Papiere aufgehoben, die doch wertlos waren? Sie wog den Brief in der Hand und hielt ihn gegen das Licht, aber das Papier war stark, undurchsichtig.

Sie konnte ja der Schwester die Papiere schicken oder selbst überbringen, sie hatte ein Recht zu dem, was sie jetzt tat.

Ein scharfer Schnitt ritzte die Enveloppe. Zwei Talonbogen fielen ihr entgegen, ein Briefblatt lag dazwischen mit der Schrift ihres Gatten. Sie las: „Ich soll Dich vergessen, Gina, aber das ist doch unmöglich! Ich kann Dich nicht vergessen! Ich brauche Dich wie die Luft zum atmen, mir ist, als sei mein Herz gestorben und ich ginge unter den andern umher ohne Freude, ohne Hoffnung, mit einer so grenzenlosen Gleichgültigkeit . . . denn Du bist fort! — Du kommst nie wieder! — Ich weiß das so gewiß, als Du nie mehr ein Wort geschrieben hast! Du willst ja tot sein für mich . . .! Als ob das möglich wäre, wo wir doch beide atmen, leben und unsere Sehnsucht zu einander wach ist Tag und Nacht! — Ich träume zuweilen von Dir. . . . Ich sehe Dich den schmalen Weg unter den Tannen mir entgegen kommen in dem weißen, schleppenden Kleid, in Deinen Augen ein bräutliches Grüßen, um Deine Lippen jenes Lächeln, das meine Küsse Dich gelehrt . . .! Gina antworte mir — komme wieder! Nur einmal — ein einziges Mal, auf einen Tag . . . auf eine Stunde . . .„

Frau Lona hält noch immer das Blatt, das keine Unterschrift trägt, sie starrt darauf nieder, bis sie die Worte auswendig weiß!

Diese Worte, die sie anmuten wie eine fremde, heiße, süße Melodie — die nicht an sie, sondern an eine andere gerichtet sind! —

Er war immer so korrekt gewesen selbst in seinen Briefen, die so liebevoll nach ihrem Ergehen, ihren Erlebnissen fragten.

Aber wie anders sprachen die Worte dieses Blattes, wie von einem ihr ganz fremden Menschen — und doch war es seine Hand gewesen, die diese Buchstaben formte!

Der Schrei der Leidenschaft und der Verzweiflung hatte hier Worte gefunden in der betörendsten Variation, aber für eine andere, nicht für sie!

Und sie hatte sterben wollen? — Jugend, Schönheit, Leben von sich werfen wollen wie eine nutzlose Sache — um ihn?

Sie hatte ihm nacheilen, ihm folgen wollen, ihm, der sie betrogen mit jedem Kuß, mit jedem Liebeswort, der gestorben war mit dem Namen „Gina“ auf den Lippen. — — — — — —

— — — — — — — — — —

Welch eine lächerliche Farce ist doch das Leben! — Wie sinnlos, in dieser Komödie mitzuspielen! Das waren Frau Lonas Gedanken, als sie inmitten der anderen an der Gruft stand, die, mit Kränzen und Palmen geschmückt, bereit war, den Sarg aufzunehmen.

Ein unabsehbares Trauergefolge füllte den Friedhof.

In der Nähe der jungen Witwe stand Professor Berthold, der Studienfreund des Verstorbenen.

Seine Blicke hafteten an der schmiegsamen Gestalt in der eleganten Trauertoilette, die so hochaufgerichtet stand, die so ruhig, so kalt hernieder schaute auf den mit weißen Rosen überfluteten Sarg. Und immer wieder lautete das Resümee seiner Gedanken: „Wunderschön sieht sie aus in dem düsteren Schwarz, das wie geschaffen ist für ihre blonde Schönheit, wunderschön, nur zu gefaßt!“ —

Erster Strickunterricht. Nach dem Gemälde von J. Günther.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Unsere Bilder.

Die vorliegende Nummer bringt eine Partie des an Naturschönheiten so reichen Vierwaldstättersees. Im Hintergrunde sieht man den trutzigen Pilatus, zu dessen Füßen sich ein Teil Luzerns erstreckt. — Schon lange hat die kleine Elsa mit sehnsüchtigen Augen die fleißigen Hände der Mutter verfolgt und sich immer gewünscht, daß auch sie es verstünde, so schöne warme Strümpfe zu stricken, wie die Mutter es kann. Doch immer wurde ihr auf ihre Bitten die Antwort zuteil, das sie noch zu klein für die Beschäftigung mit den Stricknadeln sei. Aber sie hat nicht nachgelassen zu bitten, und endlich hat die Mutter ihr ein Paar Nadeln in die Hand gegeben und ihr gezeigt, wie sie das Garn halten und aufnehmen muß, um etwas Rechtes zustande zu bringen. Und siehe da — es geht. Wenn es auch noch nicht gleich ein Paar Strümpfe werden, wie es sich das kleine Hausmütterchen in seinem Eifer gedacht hat, so wird es doch ein Läppchen und dann dauert es nicht mehr lange und „der erste Strickunterricht“ wird die Folge haben, daß die kleine Elsa Vater, Mutter und ihre sämtlichen Geschwister mit warmhaltenden Strümpfen versieht. — Weniger artig betragen sich die jungen Hundekinder, die wir unseren Lesern in der Wiedergabe des Gemäldes „Jugend hat keine Tugend“ vor Augen führen. Die spielenden Schelme haben solange an dem Tischtuch gezogen, bis Glas und Flasche darauf umfielen und gerade in dem vom Maler wiedergegebenen Momente neigt sich der am Rande stehende Teller und wird gleich herunterfallen; Glas und Flasche werden ihm folgen und die klirrenden Scherben das Unglück verraten, dann wird die Hausfrau herbeieilen und eine Tracht Prügel wird für die jugendlichen Übeltäter das Ende ihrer Spielerei sein.

Gedankensplitter.

Das ist der zaubervolle Schimmer,
Der rührend um die Unschuld fließt:
Daß sie nicht weiß, wie hold sie ist;
Und dieses ist's, was doppelt schlimmer
An manchem Bengel uns verdrießt:
Daß er nicht weiß, wie dumm er ist.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.